

# Soll das denn alles (gewesen) sein?

## Anmerkungen zur Umsetzung der soziologischen Systemtheorie in empirische Forschung

Von Hartmut Esser

Der alte Streit um die Theorien- und Methodenvielfalt in den Sozialwissenschaften wiederholt sich seit einiger Zeit auch in der Diskussion um den eigenständigen Status der soziologischen Systemtheorie, wie sie Niklas Luhmann hinterlassen hat. Letztlich geht es dabei, heute wie früher, um die Frage, ob die Regeln der Analytischen Wissenschaftstheorie auch für die Erfassung der typischen Besonderheiten des Gegenstandes der Sozialwissenschaften (wie Intentionen, Sinn und Kultur, Geschichtlichkeit, Reflexivität und Polykontexturalität) geeignet (oder gar unverzichtbar) sind oder ob man mit einer Sondermethode auskommen kann oder gar muss, die auf die ansonsten üblichen Regeln der wissenschaftlichen Erklärung verzichten zu können glaubt. Die wichtigsten drei (Minimal-)Anforderungen an eine »Theorie« sind danach: erstens der *logische Gehalt* einer Theorie, wonach vor allem bestimmte Dinge ausgeschlossen sind und die Theorie überhaupt etwas sagt, was widerlegbar ist; zweitens die systematische *empirische Interpretation* der theoretischen Terme durch überprüfbare Verbindungen zu »realen« Sachverhalten; und drittens der gezielte Test der empirischen Implikationen der Theorie und die daran anschließende »*Bewährung*« bzw. Widerlegung (von zumindest Teilen) der Theorie. Das stieß zumal in der Soziologie lange Zeit (und tut es weitgehend heute noch) auf große Verständnislosigkeit – nicht nur bei der soziologischen Systemtheorie. Und die Gründe dafür kann man schon in der langen Liste der »antinaturalistischen Doktrinen« nachlesen, wie sie dereinst Karl R. Popper im »Elend des Historismus« zusammen gestellt hatte und die sich darin resümieren lässt, dass es der »Sinn« und die stetige Neuheit und Vielschichtigkeit des sozialen Geschehens verbiete, sich den gleichen Regeln zu stellen, wie sie ansonsten in den (erklärenden) Wissenschaften üblich sind. Und gänzlich unbegreiflich waren die Einreden auch nicht: Wie könnte man denn überhaupt daran denken, das so hochkomplexe soziale Geschehen über einfache Kausalmodelle der Beziehung von Variablen oder über die »Trivialmaschinen« der Modelle etwa der sog. RC-Theorie erfassen zu können (wobei manche naive Überheblichkeit damit zusammen hing, dass man schon nicht wusste oder verstand, was denn da jeweils an komplexen Analysen mit solchen »Trivialmaschinen« alles schon möglich war)?

Inzwischen sind die lange erstarrten Fronten jedoch – unverkennbar – in Bewegung geraten. Auf der einen Seite mehren sich die Ansätze, die statt nach (einfachen) Kausalerklärungen (über »Variablen«) oder »nur« ökonomischen Modellierungen nach den auch kulturellen und auf die subjektiven Vorstellungen der Akteure bezogenen (Mikro-)Mechanismen der Genese und der Folgen des sozialen Geschehens suchen, und so gut wie alle neueren Ansätze konvergieren darin, gerade auch den »Sinn«, den die Akteure mit ihrem Tun verbinden und für andere durch ihr Tun erzeugen, zu erfassen – und sei das nur der »subjektive Sinn«, den Max Weber meinte und der aus nichts anderem als aus den »Zielen« und den »Mitteln« besteht, die den Akteuren bei ihrem Tun vorschweben. Das »Modell der soziologischen Erklärung«, das fälschlicherweise oft immer noch mit der einfachen RC-Theorie in eins gesetzt wird, ist so ein Ansatz, und die grundsätzlichen Argumente gegen eine Integration von erklärenden, verstehenden und systemisch-»konstruktiven« Aspekten in ein übergreifendes Konzept, das es (endlich) erlaubt, auch die Ansprüche eines analytischen Theorieverständnisses zu erfüllen, werden zusehends blasser: Die neuerdings zu beobachtende Flucht in die Diskussion angeblicher ontologischer Grenzen des Modells der soziologischen Erklärung, wenn es denn schon kaum noch erkennbare theoretische und praktische gibt, ist ein untrügliches An-

zeichen dafür. Aber auch die andere Seite bewegt sich, sieht man einmal von der nostalgi- schen Pflege der systemtheoretischen Orthodoxie an der Peripherie der soziologischen Welt- gesellschaft ab. In theoretischer Sicht gibt es inzwischen sogar die Auffassung, dass die soziologische Systemtheorie – horribile dictu! – eine Variante des Methodologischen Individualismus sei, freilich immer noch wenigstens mit dem Vorzug, sich nicht genau in ihren Aussagen festzulegen, nichts erklären zu wollen und, vor allem, um die Teufeleien der RC- Theorie einen weiten Bogen zu machen. Dazu hätte man freilich gerne Niklas Luhmann noch gehört – wenn der sich denn überhaupt zu derlei Auslegungen herabgelassen hätte. Aber immerhin: Eine solche Sicht ist ja keineswegs abwegig, wenn man nur einmal erkennt, dass »Kommunikation« nichts anderes als eine als Kette rekonstruierbare Sequenzen von aggregierten Effekten des Handelns bzw. der (symbolisch bedeutsamen) Äußerungen von Akteuren ist – und damit eben keineswegs das unauflösbar und eigenständige »Letzlement« des sozialen Geschehens. Und dass die kausalen Vorgänge, die das Verhalten der Akteure bestimmen, wie die Wirkung von Opportunitäten und Restriktionen, Präferenzen und Erwartungen, Frames und Skripten, sich eben nicht dadurch ändern, dass ein »Beobachter« bestimmte »Zuschreibungen« vornimmt und es als »Handeln« ausflaggt oder nicht. Und dass damit die »Wirklichkeit« eben nicht komplett von Beobachtern erst hergestellt wird, sondern eine eigene Widerständigkeit besitzt, die sich in entsprechenden empirischen Forschungen auch zeigen würde, wenn das denn vorgesehen und möglich wäre. Insofern war die Einordnung der soziologischen Systemtheorie in alle jene Versuche einer Verbindung von Mikro- und Makroebene bzw. von der »Konstitution von oben« mit der »Emergenz von unten« und damit einer Einordnung in die Tradition des Methodologischen Individualismus nur naheliegend.

Praktische Konsequenzen hatte das innerhalb des systemtheoretischen Diskurses bisher freilich kaum. Warum auch? Wenn man eine »Theorie« hat, die weder erklären kann oder will, noch weiß, was Informationsgehalt, empirische Interpretation und Test und Bewährung bzw. Widerlegung sind (oder, wenn solche Kriterien denn angeführt werden, sie nur den jeweils anderen vorhält, besonders gerne den Vertretern einer kritisch-rationalen erklärenden Soziologie im übrigen), dann stellt sich die Frage nach »systemtheoretischer Forschung« nicht. Die Garnierung der vom Meister angeregten Spekulationen mit punktuellen Beispielen ist ja eigentlich schon mehr als genug, was man will und kann. Aber auch das scheint sich nun zu ändern, und der hier vorgelegte Beitrag ist ausdrücklich erbeten worden, um eine offenbar ungeheuerliche Novität gebührend zu kommentieren. Vier Texte wurden zur Kommentierung vorgelegt: je einer von Katharina Mayr, von Stefan Kühl, von Daniel Lee und Achim Brosziewski und von Werner Vogd. Wir konzentrieren uns auf den Beitrag von Werner Vogd, weil der, jenseits der Vorzüge und Beachtlichkeiten der anderen drei Papiere, noch am ehesten auf begrenztem Raum eine einigermaßen geordnete und gezielte Reaktion erlaubt und eine Reihe besonders kennzeichnender, wichtiger und interessanter Einschätzungen enthält. Das sollte nicht irritieren, die nicht weiter behandelten Verfasserinnen und Verfasser nicht und den so bevorzugt behandelten Autor schon gar nicht: Kritik ist bekanntlich eine schon höhere Form der Anerkennung im Rahmen des Funktionssystems der Wissenschaft und nicht jedem wird sie zuteil. Aber auch in der Konzentration auf den einen Text kann nicht alles zur Sprache kommen, was erwähnenswert ist und angesprochen wird. Leider. Drei Aspekte greifen wir heraus: Die Bemerkungen zur »Systemtheorie als Metatheorie empirischer Sozialforschung« (4-6) und die zum »Sinnbegriff« (8-11) sowie das konkrete empirische »Beispiel eines rekonstruktiven Forschungsprogramms« am Schluss des Beitrags (22-24).

1. Sonderliche Zurückhaltung war die Sache der soziologischen Systemtheorie nie, und so geht eine eher zur Vorsicht veranlassende Annäherung an die empirische Füllung der Systemtheorie auch nicht gleich ohne den Anspruch ab, der gesamten »empirischen Sozialforschung« den richtigen Rahmen liefern zu können, bevor man sagt, wie man es denn selbst zu

machen gedenkt. Der Rahmen besteht aus zwei Teilen. Erstens auf Maturana und Varela zurück gehende Liste an »Anforderungen an das Verhältnis von Theorie und Empirie« mit vier, hier etwas zusammen gefassten und in die Sprache des analytischen Verständnisses übersetzten Punkten (Vogd 2007: 4): 1. Beschreibung eines Explanandums, 2. Angabe eines über den Fall hinausweisenden generierenden Mechanismus, 3. Ableitung beobachtbarer und somit empirisch überprüfbarer Implikationen des theoretischen Modells, 4. Beobachtung der abgeleiteten Phänomene (oder auch nicht!). Dass das nichts weiter ist als der übliche Regelkanon der Popper'schen Wissenschaftstheorie, ist freilich schon früher aufgefallen (ohne dass es Konsequenzen gehabt hätte), und auf diese Affinität verweist der Autor auch dann selbst. Der Unterschied liegt also, Gott sei Dank und hoffentlich wirklich!, nicht mehr in der grundsätzlichen Forschungslogik von sozialwissenschaftlichen Erklärungen – was bisher stets als ganz selbstverständlich galt – sondern in einem anderen Punkt: Die »Gegenstände« (»Jede Lebensform und jedes System«) haben und formen ihre jeweils eigene »Epistemologie« (Vogd 2007: 5). Das ist der zweite Punkt. Er kann zwei Bedeutungen haben (die im Text nicht sonderlich unterschieden werden): die beteiligten Akteure folgen ihren eigenen subjektiven Vorstellungen (etwa ihren Alltagstheorien« und »lay epistemics«, also: ihrem »subjektiven Sinn«), die jeweils immer durch vorherige Prozesse strukturiert sind und selbst wieder Strukturen und Anschlussselektionen erzeugen. Oder aber die so erzeugten Prozesse gewinnen eine Art von »Situationslogik«, die sich zwar über die sinnhaften Selektionen der Akteure entfalten, aber einer darauf nicht reduzierbaren eigenen Logik folgen. Und so kommt, es, dass weder die Sicht auf die subjektiven Vorstellungen alleine, noch die auf die bloß äußerlich beobachtbaren Systemprozesse ausreichen, um die Vorgänge zu erfassen. Das allein schafft die Systemtheorie, die damit – das ist doch klar – alles an Einseitigkeiten und Engführungen überwindet, was die restliche Sozialwissenschaft zu bieten hat: Popper und Bourdieu, Mikro- und Makro, Subjekt und Objekt, Bewusstseinsphilosophie und Anthropologie, Berger und Luckmann, Alfred Schütz und Max Weber und erst recht die RC-Theorie werden damit überwunden und übertröffen. Und als Ergebnis haben wir die »Hypothese der Selbstorganisation«, sowie einen »mathematischen Formalismus« dafür, der offenbar alles in den Schatten stellt, was es bisher gegeben hat:  $S = f(S, U)$  – das System erklärt sich als Funktion seiner selbst und der von ihm jeweils mit geschaffenen Umwelt. Ganz plausibel eigentlich. Nur: Wie diese Funktionen (und die daran anknüpfenden Unterfälle) nur ein wenig genauer aussehen sollen als der kleine Buchstabe f – das muss man schon erraten. Die inzwischen verfügbaren und in Teilen wenigstens ganz gut ausgebauten Ansätze des Modells der soziologischen Erklärung enthalten freilich immer schon exakt jene beiden Bestandteile sozialer (System-)Prozesse, und das aber auch explizit und unter Angabe der genauen Funktionen für das kleine f: die systematische Berücksichtigung des »sozialen Sinns«, etwa über Intentionen oder mentale Modelle, und von über das (sinnhafte) Handeln von Akteuren und deren kausale Verkettungen entstehenden Situationslogiken. Damit wird die Überwindung der genannten Dualismen und Einseitigkeiten in der Tat möglich – das aber unter systematischer und expliziter (und entsprechend risikanter) Angabe der nötigen Funktionen. Diese Ansätze sind aber offenbar entweder nicht bekannt oder werden, was wahrscheinlicher ist, kurzerhand und im üblichen Abwehrreflex und gegen alles, was leicht festzustellen ist, zur RC-Theorie umetikettiert, was ja dann sowieso schon die endgültige Disqualifikation bedeutet. Dass es mit derartigen – nun wirklich: *nichts* sagenden – »Formeln« einer (wie anders?) »Welttheorie« nun wirklich nicht getan ist, fällt jedenfalls nicht einmal auf. Die System-»Theorie« endet schon da, wo die Arbeit erst wirklich beginnen müsste (und anderswo schon lange im Gange ist): beim ersten Schritt der Formulierung einer *gehaltvollen* Theorie der generierenden Mechanismen, die über das kleine f in der Formel hinausgeht. Von der empirischen Interpretation und der systematischen empirischen Prüfung ist dann freilich immer noch keine Rede.

2. Das Zentralkonzept der soziologischen Systemtheorie ist bekanntlich der »Sinn« und der stellt die »größte empirische Herausforderung« für die soziologische Systemtheorie dar. Das kann man gut verstehen, wenn man sich die, wie üblich, recht undeutlichen und apokryphen Formulierungen dafür ansieht, etwa: »Sinn lässt sich nun abstrahierend als eine fortschreitende, sich selbst prozessierende Sukzession der Aktualisierung der >modaltheoretischen Unterscheidung von Wirklichkeit (Aktualität) und Möglichkeit (Potentialität) bestimmen« (Luhmann 2000, 18f.)« (Vogd 2007: 8). Oder: »Dabei erscheint der Sinn selbst als ein selbstreferentieller Reproduktionszusammenhang, als >ein Prozessieren nach Maßgabe von Differenzen, und zwar von Differenzen, die als solche nicht vorgegeben sind, sondern ihre operative Verwendbarkeit (und erst recht natürlich: ihre begriffliche Formulierbarkeit) allein aus der Sinnhaftigkeit selbst gewinnen.«. Und weiter: »Die Selbstbeweglichkeit des Sinngeschehens ist Autopoiesis par excellence<(Luhmann 1993, 101)« (Vogd 2007, 8/9; Hervorhebung im Original). Also: Sinn erzeugt sich (irgendwie) selber und das ist das Besondere am Sinn. Kein Wunder, dass, wie man meint, mit »der Fluidität eines solchen Sinngeschehens« eine »quantifizierende mathematische Modellbildung« nicht zurecht kommen kann, und sogar die ebenfalls bei Gott nicht inflexible »sinnverstehende Soziologie« kapitulieren muss (Vogd 2007: 9). Den richtigen Umgang mit dieser »Herausforderung der Unbestimmtheit« schafft allein die soziologische Systemtheorie. Eine in diesem Zusammenhang, nicht nur von der Systemtheorie, besonders gerne angeführte Komplikation findet sich, wie man meint, beim Grundvorgang der »Kommunikation« und ist damit allen sozialen Prozessen inhärent. Die Kommunikation findet eben nicht als (einfache) Entfaltung eines vorgegebenen Programms, etwa eines festen Ablaufschemas, statt, »sondern als eine Kette sukzessiver Bestimmungen, in denen jeweils das jüngste Glied den vergangenen Elementen Sinn zuschreibt . . . . Homolog bekommt die Kommunikation ihre Bestimmung erst durch die Anschlusskommunikation.« Also: Mit jedem neuen Schritt der fortlaufenden Sequenz einer Kommunikation verändert sich der Sinn gerade dadurch, dass nun die bereits voraus laufenden Prozesse in einem anderen Lichte erscheinen. Das widerspricht dem Alltagsverständ wie dem einfachen Denken der kausal-erklärenden Ansätze: »Man findet nicht etwas vor, das dann Anlass für Kommunikation ist. Sondern man kommuniziert bereits und findet deswegen und darin Anlässe, die es erlauben, weiterzukommunizieren oder die Kommunikation abzubrechen« (Baecker 2005, 29)«. Wie kann man sich das vorstellen? Vielleicht so (das Beispiel ist einer Rekonstruktion der Objektiven Hermeneutik bei Wolfgang Ludwig Schneider entnommen, mit dem er auch die Kompatibilität der Objektiven Hermeneutik mit der soziologischen Systemtheorie zeigen will; vgl. Schneider 2004: 180ff.): Ein Ehemann (Akteur B) kommt des Nachts nach Hause und bekommt von seiner Ehefrau (Akteur A) zu hören: »Wo warst Du?«. Was war der Sinn? Das ist die Frage danach, welches Deutungsmuster bzw. welche Intention im Hintergrund der Äußerung steht und sie »verständlich« macht. Unzählige Möglichkeiten wären denkbar, etwa die besorgte Frage nach dem unerwarteten Wegbleiben bei einem ansonsten stets pünktlichen und untadeligen Gatten oder die als Vorwurf gemeinte Aufforderung zur Rechtfertigung bei dem Verdacht auf einen (neuerlichen) Weiberabend des Mannes. Das ist genau jener (erste) Schritt der »Abduktion« bei der Objektiven Hermeneutik: die Benennung möglichst aller denkbaren Optionen für Deutungsmuster, auch der abwegigsten, aus denen dann eine besondere »Sinn« macht und (deshalb) vom Akteur ausgewählt wurde. Was immer dann der Hintergrund ist: Auf jeden Fall war die Äußerung eine Selektion aus Optionen mit der Verweisung auf andere Möglichkeiten für die nächste Selektion. Alles am weiteren Prozessieren der Kommunikation hängt jetzt also am »Anschluss«, also daran, ob und welche Selektion jetzt nun (bei Akteur B) erfolgt, etwa: »Das geht Dich nichts an. Du bist eine Frau.« Erneut stellt sich die Frage nach dem Sinn. Hier ist es wohl der einer Verteidigung nach vorne, womöglich abgestützt durch den Appell an ein kulturell etabliertes und die Präferenzen des Mannes unterstützendes Muster männlichen (Macho-)Verhaltens. Ohne Zweifel ist diese Äußerung auch mit Blick auf die vorher gehen-

de der Ehefrau gefallen und sie wäre sicher anders ausgefallen, wenn die Frau gefragt hätte: »War's denn wieder nett bei deiner Geliebten?«. Und die nächste Selektion, die der Ehefrau, wird auch wieder beachten, was bisher geschah und was sich vor diesem – stets neuen – Hintergrund sinnvoll sagen lässt: Nachgeben? Mehr Streit? Gespielter Nervenzusammenbruch? – was immer. Also noch einmal: »Man findet nicht etwas vor, das dann Anlass für Kommunikation ist. Sondern man kommuniziert bereits und findet deswegen und darin Anlässe, die es erlauben, weiterzukommunizieren oder die Kommunikation abzubrechen.« Aber stellt das den Alltagsverständ oder eine kausale Analyse auf den Kopf? Und ist alles das so »unbestimmt«, reflexiv und autopoetisch, dass nur die soziologische Systemtheorie damit zurecht kommt? Leicht sieht man in der (kausal-)analytischen Rekonstruktion, dass das keineswegs der Fall ist: *Jede* Selektion erfolgt auf einer jeweils *bestehenden*, wenngleich natürlich jeweils auch neu entstandenen, »Logik der Situation«: die vorwurfsvolle Frage der Ehefrau ebenso wie die offensive Abwehr des Ehemannes. Beide hätten freilich auch etwas anderes machen können: Die Selektionen »verweisen« *immer* auf andere Möglichkeiten, das ist bekannt. Aber *warum* erfolgten die Äußerungen so, wie sie geschahen, und eben nicht anders? Offensichtlich braucht man nun eine *Selektionsregel*. Die aber findet man nicht, weder in der soziologischen Systemtheorie, noch in den diskursanalytischen Verfahren, die hier gelegentlich ganz ähnlich zur Anwendung kommen (und ein kleines f ist auch bei weitem nicht genug). Jedenfalls sind diese übergreifenden (Kausal-)Regeln für die Erklärung der Selektionen aus den Verweisungen der Optionen nicht explizit. Implizit dagegen durchaus. Meist sind es einfache Plausibilitätsannahmen, die gewissen Normalitätserwartungen in dem jeweils als vorliegend angenommenen Typ der Situation entsprechen: Wenn es wirklich ein Weiberabend war, dann wäre eine besorgte Frage ebenso wenig angemessen gewesen wie das reumütige Nachgeben eines Ehemannes, der im Kulturmuster des Machismo lebt und sich von seiner Frau offensichtlich schon lange entfremdet hat. Und das wäre nichts anders als eine wirklich simple Kausalerklärung über ein Handlungsgesetz, das etwa so aussieht: »Für alle Akteure gilt: wenn eine Situation S aufgrund einer vorliegenden Äußerung und anderer Umstände als gegeben angenommen wird und wenn darin das Verhalten H als angemessen gilt, dann handelt der Akteur nach H«. Und das wird immer wieder neu und auf sich im Prozess selbst wieder ändernde Randbedingungen angewandt mit der Ergebnis einer kausalen Rekonstruktion des kommunikativen Geschehens als wechselseitig erzeugtes und (so) nicht intendiertes aggregiertes Ergebnis des stets sinnhaften Handelns von Akteuren, die nicht dumm sind und nicht als Automaten oder »Trivialmaschinen« handeln müssen, um ihr Tun kausal verursacht ansehen zu können. Das oben genannte Gesetz muss natürlich nicht unbedingt stimmen (und tut es wahrscheinlich so auch nicht). Das ist hier aber auch unwichtig. Es kommt nur darauf an: Derartige Sequenzen kommunikativer Anschlussakte mit immer neu fortgeschriebenen Situationsdefinitionen sind mühelos als *Kausalketten* von Situationsdefinitionen, Äußerungsakten, Wahrnehmung dieser Äußerungen, neuen Situationsdefinitionen usw. rekonstruierbar. Und dafür gibt es, nicht erst seit gestern, weit mehr und bessere (kausal-)analytische Möglichkeiten als sich das die Vertreter der soziologischen Systemtheorie offenbar vorstellen können (wie übrigens die meisten Vertreter auch des sog. interpretativen Paradigmas). Dass die Akteure in den späteren Schritten u.U. eine andere Sicht der Dinge gewinnen als vorher und dann ihr weiteres Verhalten darauf einstellen, ändert auch nichts daran, dass es eine einfache Kausalkette mit einer stabil bleibenden Vorgeschichte der Sequenz bleibt: *keine* der vorherigen Intentionen und Situationsdeutungen (der Akteure!) ändert sich *real* im *Nachhinein* dadurch, dass die Akteure später eine neue Situation vorfinden und die alte Einschätzung ändern und sich darauf einstellen bzw. ihre vorherigen Deutungen *jetzt* anders sehen. Wie sollte das auch möglich sein? Die Ehefrau fragte nach dem Verbleiben vor dem Hintergrund einer jeweils gegebenen Einschätzung und diese Einschätzung vorher ändert sich *nicht* nachträglich, wenn sie sieht, dass alles ganz anders war. Höchstens können die soziologischen Beobachter ihre anfänglichen Deutungen im

Lichte des weiteren Geschehens revidieren, wie das bei den diskursanalytischen Verfahren bzw. der sog. Objektiven Hermeneutik auch geschieht, allein weil ein Beobachter nie ganz sicher sein kann, ob er die »Konstruktionen 1. Ordnung« der Akteure in seinen »Konstruktionen 2. Ordnung« bei seiner Sequenzanalyse richtig »verstanden« hat. Wundern würde einen freilich nicht, wenn die soziologische Systemtheorie aber auch das für möglich halten würde: dass sich die einmal *real* wirksame Vergangenheit der Akteure durch die »Konstruktionen« der Beobachter im Nachhinein für sie *wirklich* ändert. Man muss bei einer Theorie der größtmöglichen Unbestimmtheit auf alles gefasst sein. Das gilt – weiß Gott – nicht nur für die soziologische Systemtheorie.

3. Jenseits aller (meta-)theoretischen Reflexionen über die Möglichkeiten einer besonderen (und unverzichtbaren) systemtheoretischen Empirie sind schließlich vor allem das konkrete Vorgehen und die vorweisbaren Ergebnisse von Interesse: (Meta-)Theoretische Vorhaltungen und Beteuerungen etwa der Polykontexturalität aller sozialen Wirklichkeit sind eben nicht alles, denn »wichtig ist auf'm Platz« sowie »das, was hinten raus kommt«. Am Ende des Beitrags von Werner Vogd wird schließlich auch ein konkretes Beispiel systemtheoretischer empirischer Forschung berichtet (Vogd 2007: 22-24): die Untersuchung von ärztlichen Entscheidungsprozessen im Krankenhaus. Das ist sehr anerkennenswert, denn bisher erfuhr man meistens nur, wie es *nicht* gehen (kann), und die »Empirie« bestand bei Luhmann und (seinen Jüngern) so gut wie immer aus punktuell eingestreuten Eindrücken, verpackt in grandiose Formulierungen, oft listige und verführerische Wortspiele und waghalsige Schlussfolgerungen für die Überlegenheit der (System-)Theorie. Wir wollen ausdrücklich anerkennen, dass die empirischen Ergebnisse bei Vogd wirklich nennenswert und erhellend sind, und die Kritik daran ist nur vor dem Hintergrund der zuvor zu lesenden (meta-)theoretischen Behauptungen der Bedeutung einer systemtheoretischen Grundlage für derlei Analysen zu sehen. Das wichtigste Ergebnis bestätigt in der Tat eine alte Einsicht der von Luhmann inspirierten Organisationssoziologie: Ein Krankenhaus ist, wie alle Organisationen, ein hochkomplexes soziales Gebilde mit allen möglichen, auch widersprüchlichen Aufgaben, Vorgaben, wechselseitigen Abhängigkeiten und »Logiken«, und simple »Entscheidungen«, die nur auf einem Aspekt maximieren, oder eine frohgemute und eindimensionale »Rationalität« der Organisation, sind so gut wie unmöglich. Was also passiert in den Krankenhäusern? Es lässt sich, wie es dann wieder so hübsch heißt, ein »Tanz zwischen diesen Logiken« beobachten, der – für die Gesamtabläufe als sozusagen funktionales, so wohl nicht intendiertes, aber als hilfreich erlebtes und deshalb auch wohl toleriertes Abfallprodukt – dem »Krankenhaus eine Reihe von Freiheitsgraden« lässt, innerhalb derer die auseinanderdriftenden, aber auch auf einander angewiesenen Vorgaben, Orientierungen und (Routine-)Abläufe leichter nebeneinander bestehen können: »So kann behandelt werden, ohne zu behandeln, Rechtmäßigkeit hergestellt werden, indem Unrechtmäßiges nicht dokumentiert, wirtschaftlich gearbeitet werden, indem Medizin vorgetäuscht wird, wo anderes stattfindet, um an anderer Stelle umso mehr (ansonsten nicht bezahlbare) Medizin stattfinden zu lassen.« (Vogd 2007: 23). Es ist die »Basistypik« aller untersuchten Einrichtungen. Viele andere Ausdrücke gibt es anderswo in den Sozialwissenschaften dafür: Interdependenzen, Figuren, N-Personen-Spiele, Situationslogik – zum Beispiel. Oder aber eben: »polykontexturales« soziales System, in dem alle »Logiken« (irgendwie) in komplexer Weise zusammen spielen und am Ende herauskommt, dass Krankenhäuser nicht nach einer primären (Entscheidungs-)Logik und nicht den (deklarierten oder verborgenen) Absichten der beteiligten Akteure folgen, sondern einer verwobenen und durch das Handeln der Akteure immer wieder neu konstituierten, aber nur ausnahmsweise auch so intendierten Prozesslogik, die ihr Gleichgewicht schließlich in zahllosen Kompromissen zwischen den Teillogenden gefunden hat. Gut. Das ist sicher schon was! Aber ist das dann wirklich alles (so viel es vielleicht auch schon ist!)? Fängt denn nicht hier – bei der (typisierenden) *Beschreibung* – eigentlich erst die

theoretische und, weil es über die Beschreibung hinausgeht, auch erst riskante Aufgabe an: Wie kann man denn erklären, dass die Abläufe so sind wie sie sind und eben nicht anders? Kurz: Das Ergebnis ist die Benennung eines (interessanten und wichtigen) soziologischen *Explanandums* – und wir stehen erst am Anfang dessen, was man in der Wissenschaft eigentlich anstrebt und was jetzt nötig wäre: die Suche nach dem *Explanans*, dem generierenden kausalen Mechanismus also. Und sei es nur, endlich mal zu sagen, wie denn das kleine f genau aussehen soll! Es ist ganz ähnlich zu den typischen Ergebnissen der allermeisten »qualitativen« Studien, auf deren Methodologie und Methoden sich die systemtheoretische Empirie inzwischen wohl nicht aus Zufall ganz besonders stützt (vgl. Vogd 2007: 15-21; vgl. dazu auch wieder Schneider 2004: Kapitel 2): Übrig bleiben üblicherweise gewisse »Typen« von Akteuren oder Abläufen – und das war es dann auch schon: Typen von Ehepaaren, zum Beispiel, oder von Verbindungsstudenten, von Migranten aus Rumänien oder von türkischen Abiturienten, die es trotz aller Widrigkeiten trotzdem geschafft haben, und so weiter, jeweils gewonnen aus dem – wenn es denn gut gemacht ist – sorgfältigen und mit einem in der Tat speziell bei Systemtheoretikern oft geschulten Blick auf die unintendierten und paradoxen Effekte und kontraintuitiven Abläufe. Der Punkt dabei sind hier ausdrücklich nicht die (üblichen und oft auch nur zu gerechtfertigten) Vorhaltungen an derlei ethnographisch-qualitative Forschungen, etwa die nach den Fallzahlen und der Verallgemeinerbarkeit oder eines nahezu theoriefreien, weil nichts ausschließenden, »positivistischen« Empirismus. Diese Probleme gibt es auch anderswo und sie ließen sich ja lösen. Das Problem ist vielmehr die offenkundige Auffassung, als seien die Beschreibung der Fälle und Abläufe und die daraus gewonnenen »Typen« schon das Ziel, und als ob sich die Genese, die Stabilisierung und der Wandel der Typen und Abläufe schon durch den besonderen (systemtheoretischen bzw. »qualitativen«) Blick allein erfassen ließen. Und als ob wieder gewisse Zauberformeln, wie die vom »re-entry« und einem Gleichgewicht, genannt »Eigenwert«, die Frage nach der Erklärung auch nur annähernd beantworten könnten. Wir wollen damit in keiner Weise behaupten, dass es für die beschriebenen Konstellationen (in Krankenhäusern und anderen komplexen sozialen Gebilden) in den analytisch orientierten Ansätzen der Sozialwissenschaften schon die befriedigenden Lösungen gibt. Das weiß Gott nicht! Aber man weiß dort wenigstens, was *nicht* ausreicht. Zum Beispiel eine derart hilflose wie geradezu peinliche »Formel« über die »Form der Krankenbehandlung ... in Bezug auf die ineinander verwobenen Kontexturen« nach Baecker in der Fußnote 29 bei Vogd (2007: 21/22) zur Benennung von »Abhängigkeiten zwischen Variablen ..., ohne diese Variablen auf kausale Beziehungen festlegen zu müssen.« Das müssen sie nicht, wird dann noch gesagt, weil sie »stattdessen in »kommunikativen« Beziehungen zu einander« stehen. Also wieder: Als ob dieses Belassen im Ungefährnen und Potentiellen ein Vorteil sei! Und als ob man dazu irgendeine Systemtheorie brauchte. Eine »Theorie«, die nicht mehr sagen kann als das, sagt nicht viel mehr als das, wozu man eine Theorie gerade braucht: die explizite Angabe eines (kausalen) generierenden Mechanismus, der möglichst vieles ausschließt – und gerade daher seinen »Informationsgehalt« hat. Und als ob sich »kommunikative Beziehungen« nicht (mühelos) als kausale Beziehungen rekonstruieren ließen, bei denen sowohl die Generierung von Äußerungen wie deren Effekte und die weiteren »Anschlüsse« über kausale Mechanismen erklärt werden (s. oben)! Und dieser wie eine Monstranz vor sich her getragene Begriff des »re-entry« ist, jedenfalls so wie er am Beispiel beschrieben wird, nämlich als gleichgewichtiger »Eigenwert« ... einer medizinischen Praxis, der rekursiv und iterativ immer wieder neu bestätigt wird ...«, auch nichts anderes als jene Spezialform einer solchen genetischen Rekonstruktion einer Situationslogik nach dem Modell der soziologischen Erklärung, bei der die Ergebnisse eines Prozesses immer wieder genau die Randbedingungen konstituieren, die für exakt diese Ergebnisse wiederum *kausal* relevant sind. Kurz gesagt: Solche Andeutungen sind alles andere als schon genug und es ist offenbar noch ein weiter Weg, den die empirische Anreicherung der soziologischen Systemtheorie zu gehen hat, wenn sie aus dem Stadium der

methodologischen Deklarationen, der theoretischen Unterbestimmtheit und (daraus schon fast logisch folgend) der Beschränkung auf typisierende Beschreibungen verlassen will.

Wir wollen es dabei erst einmal belassen. Eine Anmerkung hat aber noch ein letzter Punkt verdient: Warum will die soziologische Systemtheorie denn nun plötzlich etwas, was vorher undenkbar und unnötig erschien und an mancherlei Stelle sogar zur herablassenden Hochnäsigkeit eines »antiempirischen Habitus« geführt hat: sich die Finger an einer nicht immer willfährigen »Wirklichkeit« schmutzig machen? Ein Grund scheint auch zu sein: Mit bloßer Theorie allein lässt sich die Polykontexturalität des Geschehens um die Neubesetzung der soziologischen Lehrstühle in diesen Umbruchszeiten nicht im Sinne der Erhaltung des eigenen Paradigmenkapitals bewältigen. Man muss auch etwas anbieten können auf dem vielschichtigen Markt der Stellenverschiebungen und Mittelverteilungen, was andere interessieren könnte, weil es ihnen bei der Lösung ihrer Probleme hilft. Und die empirische Bewährung einer (gehaltvollen) Theorie ist womöglich schon ein stärkeres Argument auch für andere funktionale Imperative als alle immer weniger beeindruckenden Versuche, die eigene Unverzichtbarkeit durch dunkle Andeutungen und hochtrabende Worte und die eigentlich recht wohlfeile Feststellung begründen zu wollen, dass alles so schrecklich komplex, polykontextural und unbestimmt sei. Jetzt fehlt nur noch der nächste Schritt: die Formulierung einer tatsächlich gehaltvollen Theorie, die systematische empirische Interpretation der theoretischen Konstrukte und der gezielte empirische Test mit dem Ziel festzustellen, ob das denn sich alles auch so bewährt, was man theoretisch angenommen hat. Man kann gespannt sein, wie lange das dann noch dauert.

## Literatur

Schneider, Wolfgang Ludwig, Grundlagen der soziologischen Theorie. Band 3: Sinnverständen und Inter subjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie, Wiesbaden 2004 (VS Verlag für Sozialwissenschaften)

Vogd, Werner, »Empirie oder Theorie? Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative«, in: Soziale Welt, Heft 3, 2007, S. 295

Prof. Dr. Hartmut Esser  
Universität Mannheim  
LS Soziologie und  
Wissenschaftslehre  
68131 Mannheim  
e-mail: esser@sowi.uni-mannheim.de